

28. Januar 2008

[www.kas.de](http://www.kas.de)

[www.kas.de/uswahlen2008](http://www.kas.de/uswahlen2008)

## US-Präsidentenwahlen 2008:

Erdrutsch-Sieg für Obama – Clintonstrategie schlägt zurück

Am Samstag, 26. Januar, fanden die demokratischen Primaries in South Carolina statt. Noch vor kurzem war mit einem Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen Hillary Clinton und Barack Obama gerechnet worden. Nun errang Obama einen „landslide-victory“, Clinton landete weit abgeschlagen vor John Edwards. Obama erhielt mehr als doppelt so viele Stimmen wie Clinton.

Barack Obama	295.091	55,4%
Hillary Clinton	141.128	26,5%
John Edwards	93,552	17,6%

Aufschlußreich ist das **Wahlverhalten der verschiedenen soziologischen Gruppen** (Ergebnisse beruhen auf Umfragen nach Verlassen des Wahllokals)

in %	Anteil an allen Wählern	Obama	Clinton	Edwards
Männer	39	54	23	23
Frauen	61	54	30	16
Schwarze	55	78	19	2
Weißer	43	24	36	40
Schwarze Männer	20	80	17	3
Schwarze Frauen	35	78	20	2
Weißer Männer	18	27	28	45
Weißer Frauen	25	22	42	36
18-29 Jahre	14	67	23	10
30-44	26	62	23	15
45-59	34	55	26	19
60+	26	38	35	27
Mitglied Dem. Partei	73	57	28	14
Unabhängig	23	42	26	32
ohne Collegeabschluß	63	53	28	1
mit Collegeabschluß	37	53	26	22
Topthema:				
Wirtschaft	52	52	29	19
Irak	19	58	23	19
Gesundheitswesen	25	56	26	18

Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

AUSLANDSBÜRO U.S.A.

DR. NORBERT WAGNER

28. Januar 2008

[www.kas.de](http://www.kas.de)

[www.kas.de/uswahlen2008](http://www.kas.de/uswahlen2008)

Barack Obama gewann demnach bei nahezu allen soziologischen Gruppierungen eine Mehrheit: Männer, Frauen, Schwarze, schwarze Männer und Frauen, bei allen Altersgruppen, Parteimitgliedern und Unabhängigen (sie durften sich in South Carolina auch an den Wahlen teilnehmen), Wählern ohne oder mit höherer Bildung und unabhängig davon, welches Thema für die Wähler das wichtigste ist. Allerdings konnte er unter den weißen Wählern keine Mehrheit erringen, hier lag Edwards vorn, insbesondere unter weißen Männern, Hillary Clinton gewann unter weißen Frauen die meisten Stimmen.

Barack Obama konnte denn auch am Wahlabend zu Recht sagen: „After four great contests, in every corner of this country, we have won the most votes, the most delegates and the most diverse coalition of Americans that we've seen in a long, long time“. Er bezeichnete den Vorwahlkampf der Demokraten als einen Kampf zwischen „der Vergangenheit“ und „der Zukunft“. Seine Rede wurde immer wieder unterbrochen von Rufen der Sympathisanten „race doesn't matter“.

- Mit diesem Sieg geht Barack Obama gestärkt in die Wahlen am Super-Tuesday (5. Februar), wenn in 23 Bundesstaaten rund 1.700 demokratische Delegierte zur Wahl stehen.
- Obama ist ein Kandidat, der Wähler einer großen Bandbreite und nicht allein schwarze Wähler anspricht.
- Hillary Clinton ist angeschlagen. Zum einen ist ihr Abstand zu Obama überdeutlich. Zum anderen enthält das Ergebnis auch eine Abfuhr für die Wahlkampfstrategie des Clinton-Tandems (s.u.).
- John Edwards hält sich wacker neben den beiden Hauptmatadoren. Die Nominierung kann er nicht gewinnen, aber vielleicht die Rolle eines „Königsmachers“ spielen. Er wird also trotz knapper Kasse weiter im Rennen bleiben.
- Voraussichtlich wird auch nach dem Super-Tuesday noch nicht entschieden sein, wer das Rennen um die demokratische Nominierung gewonnen hat. 2.025 Delegierte sind hierfür erforderlich.
- Allerdings wird es in den kommenden Vorwahlen, insbesondere am Super-Tuesday für Obama deutlich schwerer werden als für Clinton. Obama hat vor allem in jenen Staaten gewonnen, in denen er vor den Wahlen intensiv Wahlkampf geführt hat (Iowa, South Carolina). Bis zum 5. Februar bleiben ihm nur knapp zehn Tage, zu wenig, um in allen Bundesstaaten, in denen dann Vorwahlen stattfinden werden, präsent zu sein. Hillary Clinton hat hier einen deutlichen Vorsprung, weil sie noch immer weitaus bekannter ist als Obama.
- Auch die soziologische Struktur der Wähler kommt Hillary Clinton entgegen. In den großen Vorwahlstaaten (z.B. Kalifornien und New York, New Jersey) ist der Anteil der weißen Wähler größer und gibt es mehr Latinos, die eher Clinton zuneigen.
- Gleichwohl verleiht der Sieg in South Carolina Obama einen kräftigen Schub, der einige dieser Nachteile ausgleichen könnte.

## Clinton-Strategie schlägt zurück

AUSLANDSBÜRO U.S.A.

DR. NORBERT WAGNER

28. Januar 2008

[www.kas.de](http://www.kas.de)

[www.kas.de/uswahlen2008](http://www.kas.de/uswahlen2008)

In den Wochen und Tagen vor dieser Vorwahl erlebte die Öffentlichkeit eine Auseinandersetzung zwischen dem Clinton-Lager und dem Obama-Lager, wie sie die demokratische Partei wohl noch nicht erlebt hat.

Hillary und Bill Clinton gingen in diesen Wahlkampf wohl in der festen Überzeugung, daß der Gewinn ihrer Nominierung schon so gut wie sicher sei. Nach dem Sieg von Obama bei der ersten Vorwahl im Bundesstaat Iowa war die Clinton-Kampagne offenbar massiv verunsichert. Denn niemand hatte damit gerechnet, daß Obama in einem überwiegend von Weißen bewohnten Bundesstaat die Vorwahlen gewinnen könne. Seitdem hat die Clinton-Kampagne nicht gezögert, das Thema „Rasse“ in der Auseinandersetzung zu nutzen. Hillary Clinton hatte in einem Interview bezüglich Martin Luther King geäußert, King habe zwar Träume gehabt („I have a dream“). Aber es habe eines entschlossenen Präsidenten Lyndon B. Johnson bedurft, die „civil rights“-Gesetzgebung auch durchzusetzen. Allgemein wurde das so verstanden, daß nur ein weißer Präsident hierzu in der Lage war. Sie wurde daraufhin von vielen Seiten heftig kritisiert, sie habe das Thema „Rasse“ in die Auseinandersetzung eingeführt. Nach einigen Tagen erklärte sie in einer Fernsehdebatte mit Obama, beide hätten sich darauf geeinigt, die Themen „Rasse und Geschlecht“ im Wahlkampf nicht weiter zu instrumentalisieren.

Diese Übereinkunft hielt aber nicht. Zu verlockend war es für die Clinton-Kampagne, Obama zu einem zweiten Jesse Jackson zu stempeln, der zwar die schwarzen Wähler für sich gewinnt, weiter aber keine Chancen hat. Bei einer Feier anlässlich des Martin-Luther King Gedenktages sprach sie von Obama als dem „young African-American with such a great potential“. So wurde Barack Obama von einem „candidate who happens to be black“ zu einem „black candidate“. Als klar wurde, daß Obama in South Carolina nicht zu schlagen sein werde, ließ die Clinton-Kampagne verlauten, das sei auch keine Überraschung, denn die Bevölkerungsmehrheit in South Carolina sei schließlich schwarz. Hillary Clinton reduzierte ihre Wahlkampfauftritte und engagierte sich in anderen Bundesstaaten. Sie überließ ihrem wichtigsten Wahlkampfhelfer das Feld, Bill Clinton. Er attackierte Obama mit falschen Anschuldigungen, bezeichnete Obamas Ablehnung des Irak-Krieges als Märchen („fairy tale“) und spielte wieder die „race-card“. Dabei überzog er wohl auch in den Augen des demokratischen Parteiestablishments. Von verschiedenen Seiten wurde er deshalb heftig kritisiert. Er habe das Thema „Rasse“ in den Wahlkampf eingeführt, er drohe, die Partei zu spalten und die Wahlaussichten eines demokratischen Kandidaten bei den Präsidentenwahlen zu beeinträchtigen, er schade der Partei, er solle „den Mund halten“. Während anfänglich das Parteiestablishment eher dazu neigte, Hillary Clinton zu unterstützen, deutet sich nun ein Umschwenken an. Am vergangenen Wochenende erklärte die Tochter von John F. Kennedy, Carolyne Kennedy, daß sie Obama unterstützen werden. Und heute wird Edward Kennedy seine Unterstützung für Obama erklären und mit Barack Obama gemeinsam in Washington bei einer Wahlkampfveranstaltung auftreten.

Am größten war aber wohl der Schaden für die Clinton-Kampagne selbst. Die Kritik in den Medien war einhellig. Aber auch die Wähler in South Carolina hatten verstanden. Sie reagierten mit einem formidablen Wahlergebnis zugunsten von Barack Obama. „South Carolina voters showed little taste for the Clintons' political approach“ (New York Times, 27. Januar 2008). Zu ihrer Niederlage in South Carolina meinte Hillary Clinton nur, nun kämen die wichtigen Vorwahlen am Super-Tuesday mit ihren Millionen Wählern.

Im öfter wird allerdings die Frage gestellt, ob Bill Clinton in Abstimmung mit Hillary Clinton handelt, oder aber auf eigene Initiative. Ob Hillary Bill noch kontrollieren könne. Selbst

Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

AUSLANDSBÜRO U.S.A.

DR. NORBERT WAGNER

28. Januar 2008

[www.kas.de](http://www.kas.de)

[www.kas.de/uswahlen2008](http://www.kas.de/uswahlen2008)

demokratische Wähler äußern nun, diese letzten Wochen erinnerten sie nachhaltig an die Zeit der Präsidentschaft von Bill Clinton. Manche Beobachter fragen sich schon, was das alles bedeute, sollte Hillary Clinton wirklich die Präsidentenwahlen gewinnen. Auffallend war, daß am Wahlabend von South Carolina Bill Clinton als erster vor die Mikrophone trat, erst später redete Hillary Clinton. In seine Rede benutzt er immer wieder Sätze, die mit „wir“, „uns“ und „ich“ begannen, so als ob er alleine oder zumindest doch er zusammen mit seiner Frau zur Wahl stünde. Die New York Times spricht schon von einer „joint Clinton candidacy“.

Bill Clinton scheint von all dem unbeeindruckt. Nach Obamas Sieg in South Carolina spielte er wieder die „race-card“. In Anspielung auf die beiden Siege von Jesse Jackson in den Jahren 1984 und 1988 in South Carolina sagte er, „Jackson ran a good campaign and Obama ran a good campaign here“.

Auf dieses Problem angesprochen, meint Hillary Clinton lediglich, „I'm running on my own“.

Die New York Times überschrieb einen Kommentar zur „joint Clinton candidacy“ mit

**„The Billary road to Republican Victory“.**

Am Dienstag, 29. Januar, findet in Florida die republikanische Vorwahl statt. John McCain und Mitt Romney liegen in den Umfragen vorn. Rudy Giuliani kämpft um sein politisches Überleben

Die demokratische Vorwahl in Florida ist eigentlich ohne Belang, weil die Demokratische Partei Floridas die Vorwahlen gegen den Willen der nationalen Parteiführung vorgezogen haben. Delegierte aus Florida werden beim demokratischen Nominierungsparteitag kein Stimmrecht besitzen. Trotzdem hat Hillary Clinton beschlossen, Wahlkampf in Florida zu machen. Sie braucht einen Sieg.